

40]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

In einem alten Hause in der Nowinirskagasse unter dem Dach wohnte das Ehepaar, bei welchem Rewilak die letzten Wochen eine Schlafstelle inne hatte. In der geräumigen, doch niedrigen und dunklen Stube knurrte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht die Nähmaschine. Thomas Watschka, ein alter schwindelstüchtiger Mann, von dem Seiten an der Maschine zusammengekrümmt, nähte zusammen mit seiner Frau Westen für ein Kleidergeschäft, und wenn sie vom Morgen bis in die Nacht — und in der Saison Tag und Nacht — arbeiteten, verdienten sie gerade noch zum Leben. Durch das schiefe Dachfenster sah man auf die Türme der Kathedrale, an den Wänden waren Heiligenbilder, und am Fenster hing jener Wauer mit dem Kanarienvogel, den der Dichter der Altstadt so genial bemerkt hatte. Doch fehlte im Hause des Ehepaares Watschka der patriarchalische Anstrich inneren Gleichgewichts und stiller Freude am Leben, welche die Figuren atmen, die jener Dichter hervorgezaubert hat. Vielleicht gab es das alles früher — aber die Revolution, die bis in die Wälle und Türme der Altstadt vorgeedrungen war, hatte es zerstört und für immer vernichtet. Freilich hingen noch die alten Heiligenbilder an der Wand, aber Thomas Watschka und seine Frau beteten schon lange zu anderen Göttern. Und nicht einmal diese halfen.

Die Revolution kam näher, geriet ins Laufen und fuhr mit Tosen, Gewitter und Sturm vorbei. Um diese Zeit war sie schon weit fort. Während des Sturmes hatte ein jeder etwas verdient oder was wegbekommen. Für drei Tage verdient und, an das Gute nicht gewöhnt, verlor einer das, was hinzugekommen war mit dem, was er früher schon hatte. Ein anderer hatte etwas mehr behalten als er verlor, einem Dritten gelang es nicht, alles abzunehmen, oder es kam zufällig nicht dazu. So war es verschieden unter den Menschen, auf jedem Gebiete anders. Bei den Schneidern, die zu Hause arbeiteten, war jedoch das alte Elend verblieben.

Den Leuten wurde Appetit gemacht. Der arme Teufel wurde wild. Es wurde geschossen, Bomben wurden geschossen, man machte Demonstrationen, hielt Reden in den Versammlungen, befahl zu streifen, sich zu halten.

Watschka streifte, hielt sich — doch durchzuhalten wurde den armen Häuslern schwer.

Es gab Aufrufe, man wußte, was man fordern wollte, alle Schneider wollten dasselbe, berieten sich, hielten sich, ließen sich haufenweise ins Gefängnis stecken, verpfändeten sich, starben Hungers — aber der Kleiderhändler blieb ihnen über. Thomas Watschka hatte in den Reihen verschiedener Parteien gekämpft. Er hatte seinerzeit Unabhängigkeit und die Konstituante für Warschau auf so vielen Volksversammlungen gefordert, daß er es schließlich gelernt hatte, selbst dieses schwierige Wort auszusprechen. Kam die Rede auf die Wahlen, so rief er: Fort mit der Schmach! Nieder mit der zarischen, schuftigen, kosakischen Duma! — Doch überwand diese Feldruße den Kleiderhändler nicht. Der erste Streik war erfolglos, und das hatte offenbar die Partei verschuldet. Er ließ also mit den anderen Schneidern die Partei im Stich, verwarf den Terrorismus und sämtliche Kampfaktionen, forderte die allgemeine russische Republik und die Selbstverwaltung für Polen. An den Wahlen zur zweiten Duma nahm er wärmsten Anteil. Die Emisäre der fortschrittlichen Demokratie nahmen ihm auf der Straße die Wahlaufrufe ab, und nach einer Stunde wurde er vor dem Wahllokal von den Agitatoren der nationalen Partei tüchtig verprügelt, weshalb ihn auch die Polizei sofort verhaftete. Der neue Streik mißlang ebenfalls. Nicht besser erging es den schiedsrichterlichen Verhandlungen, welche von dem Pfarrer Dremus und dem Pfarrer Amen unter Anrufung des Patrons der Schneider und unter dem Protektorat der allerheiligsten Jungfrau, der Königin von Polen, im Namen der Schneider, die von dem brudermörderischen Klassenkampf angeblüht genug hatten, geführt wurden.

Alles hatten die Schneider schon versucht. Bis jeder

Glaube und jede Lust in den Leuten erstorben waren. Es blieb nur das alte Elend und die Bitterkeit und der Wunsch nach Rache am Parentum, am Kapital und an den Sozialisten. Watschka erkannte, daß das Parentum noch viel zu stark war, um ungestraft mit ihm anzubinden, daß das Kapital der Teufel selbst war, daß es keinen Gott gab, und daß die Sozialisten lauter Betrüger waren, die einen unschuldigen Menschen nur ins Elend bringen; die, wenn es ihnen nötig erscheint, durch Lür und Fenster gekrochen kommen, am Genick zu Verschwörungen und Streiks schleppen, drohen, zu allem bereit sind, — wenn es aber ganz böse wird, dann ist niemand da!

„Es soll sich nur einer bei mir zeigen!“ grollte in den letzten Zeiten Watschka.

„Mit dem Abwaschwasser werde ich ihn hinausgießen,“ schrieb Frau Watschka dazu.

Aber weder die Sozialisten noch die anderen Parteien fühlten sich durch diese Drohungen berührt, denn sie sahen alle hinter Schloß und Riegel, in völliger Sicherheit vor „der Rache des verführten Volkes“.

Die Leute versuchten auch durch Demut zu wirken, freilich nicht mit der wahren, die zwei Mütter nährt, sondern mit jener falschen, erzwungenen, hinter welcher sich eine wütende unchristliche Auflehnung verbirgt. Es demütigten sich die Schneider der Heimarbeit, winselten, küßten ihren Herren die Füße.

Herr Zolopowicz, der Eigentümer eines großen Bekleidungsgeschäfts für Herren, wußte aber sehr wohl, daß dies nicht die wahre Demut war, die durch alle Himmel dringt, und ließ sich nicht erweichen.

„Stehst Du, mein lieber Watschka,“ sprach er, „man hätte eben nicht Revolution machen müssen! Man hätte sich nicht auf diese Dummheit einlassen sollen. Was habe ich gesprochen, gewarnt, gelehrt, aber Ihr, einer wie der andere, habt es vorgezogen, auf jenen Juden zu hören, den die jüdischen Großhändler zum Verderben der polnischen Sache und der polnischen Industrie ausgesandt haben, statt mich zu hören, Deinen Freund und Vater. Bist Du ein Christ, Herr Watschka?“

„Ein Christ, Herr, gewiß. Der Mensch ist sündig, gnädiger Herr.“

„Auch ich bin ein Christ. Warum hast Du also nicht zu mir, nicht zur polnischen Sache gestanden?“

„Setzt bin ich für alle Ewigkeit befehrt, gnädiger Herr. Aber ich schwöre bei Gott, und so wahr ich ein freies Polen herbeiföhne, man kann bei diesen Preisen nicht existieren. So wahr ich mir alles Glück wünsche — man kann nicht. Es geht nicht, daß ein Mensch sich zu Tode plagt, nachts nicht schläft — das ist unmöglich. Ganz und gar unmöglich. Früher bekamen wir für eine Weste . . .“

„Lieber Watschka, sprechen wir nicht von dem, was war. Früher war Ordnung, war ein Geschäft, war Kredit. Der Mensch war seines Lebens und seiner Habe sicher. Aber was ist jetzt? Ihr habt alles von unterst zu oberst gelehrt. Ihr habt die Industrie ruiniert, habt mich ruiniert. Und jetzt verlangst Du denselben Preis für eine Weste? Ich kann nicht. Bist Du ein Christ?“

„Ein Christ, gnädiger Herr.“

„Auch ich bin ein Christ, habe ein Herz und Erbarmen im Herzen. Doch was nicht möglich ist, ist nicht möglich. Willst Du, daß in Warschau lauter Juden mit fertigen Anzügen handeln? Nicht wahr, Du willst nicht? Schön. Dann kannst Du aber auch Deinen Landmann nicht schänden. Versuch's doch — geh zu den Juden. Vielleicht geht's Dir dort besser.“

Watschka ging zu den Juden. Aber auch das half nichts. Die Situation war böse. Herr Zolopowicz konnte nicht, aber Watschka konnte schon längst nicht mehr. Herr Zolopowicz war ein biederer Meister und konnte nicht, Watschka war ein sehr fleißiger Schneider, aber nur ging es doch nicht mehr. Herr Zolopowicz hatte den einen unumstößlichen Gedanken, einen mächtigen polnisch-katholischen Handel mit fertigen Kleidern zu schaffen, Watschka hatte ebenfalls eine ganz unumstößliche, fundamentale Idee, nämlich: zu leben — auf welche Weise immer. — nur leben! Die Situation war schwierig. Doch das Leben weiß sich überall zu helfen. Es

Fährt über die Leute dahin, stiftet eine gräßliche Verwirrung, stellt alles auf den Kopf — aber schließlich schafft es Rat.

So half sich auch das Leben in der schwierigen Schneiderfacke. Die Schneider errieten endlich, woher ihre Niederlage stammte. Freilich kam diese Erkenntnis etwas spät, aber Verzweiflung und Hunger vermögen es schließlich, einen zur Vernunft zu bringen. Es wurden weise Stimmen laut, welche sagten:

Diese Gebildeten, diese Parteien, diese feinen Herren haben uns einfach den Kopf verdreht. Der Arbeiter muß selbst über sich verfügen, nicht irgendein Zentralkomitee. Fort mit den Intelligenen!

Diese Losung ertönte freilich zur Zeit, als es schon längst an Intelligenen fehlte. Und im Grunde war man auch deshalb so böse auf sie. Man wußte nämlich ohne sie nichts anzufangen, doch störte jetzt wenigstens niemand mehr. Es entwickelte sich ein mächtiger elementarer Schneiderstreik. Juden sowohl als Christen retteten sich, so gut sie konnten und taten alles, was nur möglich war. Man vernichtete Waren, prügelte die Meister auf den Straßen und in den Häusern, verfolgte die Streikbrecher auf die grausamste Weise — kurz, man führte einen unerhörten Terrorismus ein. Die Zeitungen waren voll von schauerlichen Geschichten, die wohlgefinnten Bürger hatten ihre Seelen voll Entsetzen, und das Gefängnis im Rathaus war voller Schneider. . . .

Unter anderem wurden auch in dem großen Kleidermagazin des Herrn Zosopowicz alle Scheiben eingeschlagen. Das hatte eigenhändig Kewilaf vollbracht, der jetzt den Schneidern half wie früher den Schuftern. Watschka selbst hatte ihn hingeführt und stand auf der Straße gegenüber, mit Wonne auf den Schaden des Tyrannen blickend. Der arme Schwindsüchtige war schließlich außer sich geraten und unerjätlich in seiner Rache. Seine Frau hatte Angst vor ihm und glaubte zuweilen, er sei verrückt geworden. Er hielt Reden, hezte die Leute auf, ja, er ließ sich einmal sogar hinreißen, bei einem Streikbrecher Stoffe zu vernichten, freilich in Abwesenheit des Verbrechers. Doch der Streikbrecher hatte eine tüchtige Frau. Der Terrorist kehrte nach Hause zurück, verprügelt, durcheinandergewürfelt, im Gesicht zerkratzt und vor Wut und Scham weinend. Er mußte sich ins Bett legen, zum Trost seiner Frau, welche eben wie ein Weib dachte: wenn wir gewinnen sollen, so wird das auch ohne ihm geschehen, und wenn er die schlimmste Zeit im Bett liegt, kommt er wenigstens nicht ins Gefängnis.

(Fortsetzung folgt.)

Die Köchin.

Von Léon Xanrof.
Autorisierte Uebersetzung.

Herr Wiche (ein wohlbeleibter Fünzigjähriger, legt den Federhalter fort, um die neue Köchin zu mustern): Also Sie kommen vom Vermietungskontor und heißen Madeleine? (Die Köchin nickt bejahend.) Nach dem Schreiben des Bureaus zu urteilen, müssen Sie ja eine wahre Perle sein! (Mit der ausgeblasenen Wichtigkeit eines Menschen, der „das Leben kennt“ und sich nichts vormachen läßt.) Was solche Auskünfte wert sind, weiß man ja! (Mit einem groben Lachen.) Na, mir soll's egal sein, vorausgesetzt, daß Sie mich nicht zu sehr über's Ohr haufen!

Die Köchin (eine alte, faubere Frau mit offenem Blick, aber gesuchter Stirn und gebeugtem Rücken, auf den die Last eines langen, freudlosen Lebens zu drücken scheint): Was Ehrlichkeit anlangt, da hat mir noch keiner etwas vorwerfen können. (Als Herr Wiche ein etwas ungläubiges Gesicht macht.) Wenn der Herr mich erst kennen wird, wird der Herr schon sehen.

Wiche: Wenn Sie's selbst sagen! . . . Man schreibt mir, Sie seien eine perfekte Köchin. Gott, so etwas schreibt man ja immer! Die letzte Köchin, die man mir schickte und als ein wahres Genie der Kochkunst pries, tat Pfeffer in den Vanillecreme und Knoblauch an die Segeier! (Mit einem leichten Achselzucken.) Na, wir werden ja sehen! (In den Papieren kramend.) Ich finde hier nur ein Zeugnis, nämlich das von Ihrer letzten Stelle, auf der Sie drei Jahre gewesen sind. Warum verlassen Sie diese Stelle?

Die Köchin: Die Tochter des Hauses heiratete, und das junge Paar führte mit der alten Herrschaft gemeinsame Wirtschaft. Der Dienst wurde mir zu schwer. (Traurig.) Ich bin nicht mehr jung. . . .

Wiche: Und wo haben Sie vorher gedient?

Die Köchin (hastig, als wüßte sie möglichst schnell über diesen Teil des Verhörs hinwegzukommen): Nirgends. Erst nach dem Tode meines Mannes, der mich in sehr traurigen Verhältnissen zurückließ,

versuchte ich zu arbeiten. Ich nähte außer dem Hause. Aber Sie wissen ja . . . (sich verbessernd): Der Herr weiß ja, wie schlecht Schneiderei bezahlt wird. Und da ich ganz gut kochen kann, ging ich in Stellung.

Wiche (freundlicher): So, so . . . Das muß nicht angenehm sein! . . . (Um etwas zu sagen): Haben Sie denn niemand, der etwas für Sie tut? Kein Kind?

Die Köchin (noch hastiger): Nein, Herr, ich habe kein Kind! (Langsamer und sehr leise, mehr zu sich selbst): Ich habe kein Kind mehr!

Wiche (der kein Freund von Traurigkeit ist): Na, das geht mich nichts an . . . Sie gefallen mir! Ich behalte Sie und gebe Ihnen den verlangten Lohn.

Die Köchin: Danke schön, Herr.

Wiche (leicht): Es ist nunmehr an Ihnen, mich mit Ihren Talenten zu blenden! Gehen Sie in die Küche und bereiten Sie uns für präzis 7 Uhr ein exquisites kleines Diner! Die Zusammenstellung des Menüs überlasse ich Ihnen, aber vergessen Sie nicht: wir sind Feinschmecker!

Die Köchin (erstaunt): Verzeihung, der Herr ist nicht allein.

Wiche: Nein, ich bin nicht allein. (Schärgend): Geniert Sie das?

Die Köchin: Durchaus nicht, Herr. Aber weil der Herr selbst ins Bureau kam und alles erlebte, dachte ich, der Herr wäre nicht verheiratet.

Wiche (nach kurzem Zögern): Nun also — ich bin verheiratet! . . . Uebrigens werden Sie niemals mit Madame zu tun haben. Sie mag sich nicht mit der Wirtschaft befassen. Das langweilt sie. Ich werde Ihnen die nötigen Weisungen erteilen, ich werde Ihnen den Lohn zahlen . . . Na, gehen Sie jetzt! . . . (Sie zurückrufend): Sehr pikant, die Küche! Ich liebe alles sehr pikant! . . .

Die Köchin verläßt das Zimmer. Herr Wiche macht sich wieder an seine Arbeit.

Fünf Minuten vor 7 Uhr wird die Tür aufgerissen und ein sehr schickes, sehr junges, sehr parfümiertes Dämchen stürzt wie ein Wirbelwind ins Zimmer.

Das ist Madame — oder vielmehr Lolotte.

Wiche (strahlend): Ah, da bist Du ja, Mäuschen!

Lolotte (ohne Herrn Wiche den erwarteten Kuß zu geben): Schnell! Geld her! Ich habe keinen Heller bei mir, und draußen wartet die Modistin mit einer Rechnung über 180 Frank! Bezahle!

Wiche (schlichtern, während er das verlangte Geld aufzählt): Nein, wirklich . . . ich habe Dir doch erst heute morgen 200 Frank gegeben?

Lolotte: Na und . . . ? Du möchtest eine hübsche, kleine Frau wie mich wohl ganz umsonst haben?

Wiche: Aber nein! (Er klingelt und übergibt der eintretenden Aufwärterin das Geld.) Hier! Bezahlen Sie die Modistin und lassen Sie dann aufragen! (Die Aufwärterin verschwindet.) Höre mal, Schatz, Du könntest wohl ein bißchen netter zu mir sein. Mir scheint, ich bringe Opfer genug für Dich!

Lolotte (heftig): Ich etwa nicht? Oder meinst Du, es ist kein Opfer, mit Dir ganz allein zu leben?

Wiche (traurig): Wie? Gefällt Dir das Leben als anständige kleine Frau nicht? Ist es nicht hübsch, geachtet und respektiert zu werden?

Lolotte: Respektiert? Ich pfeife drauf!

Wiche (erregt): Nimm Dich in acht! Schließlich reißt mir auch mal die Geduld!

Lolotte: Nun und . . . ? Man ist nicht verheiratet — man trennt sich eben!

Wiche (fast energisch): Jawohl, man trennt sich! Dann sollst Du mal sehen, ob alle Männer so nett, so gefällig sind wie ich; ob ein anderer Mann Dir gestatten wird, auszugehen, wann es Dir beliebt, nach Hause zu kommen, wann es Dir beliebt; ob ein anderer Mann alle Deine Launen befriedigen wird; ob . . .

In diesem Augenblick tritt die Aufwärterin ein und meldet, das Essen sei serviert. Im nämlichen Moment ist auch die plötzlich erwachte Energie von Herrn Wiche dahin. Er schweigt verwirrt und folgt seiner Gebieterin ins Speisezimmer. Lolottes böser, verschlossener Gesichtsausdruck, ihre bebenden Nasenflügel und harten Augen verraten, daß bei ihr noch keine milderen Empfindungen Platz gegriffen haben.

Erschreckt bei dem Gedanken an einen möglichen Bruch, überhäuft Herr Wiche seine Gefährtin mit Zuborkommenheiten und Aufmerksamkeit. Aber mürrisch weist die Bekränkte mit verbissener Wut alles zurück.

Wiche (fliegend): Na wollen wir uns wieder vertragen, Liebchen? Ich bitte Dich tausendmal um Verzeihung . . . (Sucht nach einer Ablenkung.) Ich doch, süßer Schatz! . . . Weißt Du auch, daß wir heute eine neue Köchin bekommen haben?

Lolotte (unversöhnlich): Ist mir egal!

Wiche (unbeirrt fortfahrend): Kofte wenigstens mal! Ich glaube, ihre Küche wird Dir gefallen. Ich finde sie ausgezeichnet!

Lolotte (achselzuckend): Ausgezeichnet? Das möchte ich doch mal sehen! (Sie kostet von dem soeben servierten Gang und stößt sofort mit allen Zeichen lebhaften Abscheus ihren Teller zurück.) Ich wußte es ja! Ein Schweinefraß!

Wiche (erstaunt): Aber ich versichere Dir, für meinen Geschmack . . .

Lolotte (verächtlich): Für Deinen Geschmack! Rede doch nicht von Dingen, die nicht existieren! Na und überhaupt, ich hab's satt! . . . (Glücklich, Herr! Bist du etwas Unangenehmes sagen zu können.) Du wirst mir den Gefallen tun und sie rauschmeißen, Deine neue Köchin — verstanden?

Viche (wesentlich erleichtert, da das Gewitter sich über ein fremdes Haupt zu entladen scheint): Gott, rege Dich nicht auf! Sie soll ihren halben Monat abdienen und . . .

Lolotte (ihren Nerven Luft machend): Halben Monat? . . . Nicht eine Minute! Ich habe keine Lust, mich vergiften zu lassen! Ich wünsche, daß sie noch heute abend geht! Du wirst ihr den Lohn sofort hier in meiner Gegenwart auszahlen! (Zur Aufwärterin): Sagen Sie ihr, sie soll reinkommen!

Viche: Wie Du willst! . . . Aber es tut mir trotzdem leid; sie machte solch einen braven Eindruck!

Die Köchin (eintretend): Der Herr hat mich rufen lassen? Beim Klang dieser Stimme wendet Lolotte blühschnell den Kopf. Kaum hat sie die Köchin erblickt, als sie erleichtert und mit Mühe einen Schrei zurückhält. Die alte Frau ihrerseits, die mechanisch die Augen erhoben hat, steht wie versteinert, den Blick starr und unverwandt auf das verzerrte Gesicht Lolottes gerichtet.

Viche (spielt verlegen mit seiner Gabel, ohne etwas von dieser schnellen Szene zu bemerken): Na, meine liebe Madeleine, ich bedauere sehr, Sie nicht behalten zu können, aber Ihre Küche gefällt Madame nicht . . .

Die Köchin (die Augen immer starr auf die entgeisterte Lolotte gerichtet, mit Nachdruck): Also Madame jagt mich fort?

Viche (persönlich): Man jagt Sie nicht fort . . . Das erste Diner sollte die Probe sein. Sie haben die Probe nicht bestanden — weiter nichts! (Lächelnd.) Sie werden wahrheitsgemäß sagen, Madame sei recht schwer zu befriedigen, aber . . .

Die Köchin (die Augen unverwandt auf das Gesicht Lolottes gerichtet, das unter diesem Blick sich immer mehr verzerrt): Ich? Durchaus nicht, Herr! Ich kann nicht verlangen, daß meine Küche allen Menschen gefällt . . .

Viche (glücklich, daß sie die Sache so leicht nimmt): Das ist recht! Ich werde Ihnen also Ihren Lohn auszahlen und . . .

Die Köchin (mit seltsam bewegter Stimme, sich beständig an Lolotte wendend): Es gab einmal ein junges Mädchen, das meine Küche sehr liebte, wenn es des Abends von der Arbeit kam. Die Kleine war ein fleißiges, anständiges Mädchen; ihre einzige Freude waren die armseligen Ueberraschungen, die ich ihr mit meiner Küche bereiten konnte. Sehr armfelig in der Tat, denn ich hatte kein Geld, um ihr Lederbissen vorzusetzen, wie zum Beispiel hier . . .

Viche (ungeduldig): Sehr schön, liebe Frau, aber die Geschichte interessiert uns nicht. Nicht wahr, Liebchen? (Er blickt Lolotte an und sucht, als er ihre Leidenblässe bemerkt.)

Die Köchin (ohne die Stimme zu erheben): Meine Küche gefiel ihr trotzdem, denn ein armes, anständiges, junges Mädchen, dem die Mutter keine Delikatessen ausstücken kann, darf natürlich nicht so anspruchsvoll sein wie Madame . . .

Lolotte verbirgt ihr Gesicht in den Händen und beginnt zu weinen.

Viche (wendet sich bestürzt zu ihr): Gott! Was ist denn los? Was hast Du? (Er will Lolotte küssen, aber sie weist ihn mit einer so energischen Handbewegung zurück, daß er verblüfft die Arme sinken läßt und sie ratlos anschaut.)

Die Köchin (wie zu sich selbst): Vielleicht hat Madame recht, vielleicht lode ich schlecht. Aber ein reines Herz, wissen Sie, begnügt sich auch mit einfachen Gerichten . . .

Lolotte weint heftiger.

Viche (wütend und verzweifelt): Aber zum Teufel, was bedeutet das? Weint sie etwa Fretwegen?

Die Köchin: Meinertwegen? Warum sollte Madame meinertwegen weinen? Madame kennt mich ja nicht . . . (Lolotte weint heftiger.) Und ich kenne Madame auch nicht . . . Adieu, Herr! (Mit Anstrengung.) Adieu, Madame! (Sie verläßt noch gebeugter, noch trauriger das Zimmer.)

Lolotte (springt bei dem Geräusch der sich schließenden Tür auf und ruft verzweifelt): Verzeih! Verzeih! . . . Wo ist sie? Laß sie nicht fort!

Viche (erstaunt): Wen? Die Köchin?

Lolotte (mit einem Schrei, in dem sich Bedauern, Reue, Scham und Verzweiflung Luft machen): Die Mutter! Meine Mutter!

Freiheitskriege und Judenbefreiung.

Der jüdische Berliner Rechtsanwalt Cassel, der sich gern Geheimrat nennen läßt, hat in zwei parlamentarischen Lokalen der Reichshauptstadt nicht nur die Freiheitskriege mit tränenerfüllten Weibegüssen verherrlicht, sondern auch seine Andacht an den Hohenzollern verriekt, diese Fürsten Preußens, die es schon länger als ein Jahrhundert vor den Freiheitskriegen zu verhindern verstanden hätten, daß die Juden ins Ghetto eingesperrt wurden. So geht der jüdische Rechtsanwalt teils aus allgemeinem Patriotismus, teils aus persönlicher Dankbarkeit am Geburtstag der Königin Luise zu dem anbefohlenen Dankgottesdienst in die protestantische Kirche, in der

sein Bruder einst seinen nicht nur vorübergehenden, sondern lebenslänglichen Protestantismus verpredigte.

In seiner Begeisterung für die Freiheitskriege hat der Führer des Berliner Fortschritts einen würdigen Vorläufer in jenem waderen Saul Ascher, der sogar den Sieg über Napoleon als das ausschließliche Verdienst des Judentums in Anspruch nahm. Cassels Vorgänger bewies diese Behauptung in seiner gegen den Antisemiten Mühs gerichteten Schrift „Germanomanie“: „In dem fanatischen Eifer eines echten Germanomanen vergißt er (Mühs), daß Teutschlands Heere in dem Kampfe gegen Frankreich unterlagen, ehe noch die Juden in ihrer Mitte daran teilnahmen, und erinnert sich nicht, wie folgenreich sie in den Jahren 1813 und 1814 kämpften, als die Juden aus Rußland, Polen, Oesterreich und Preußen mit ihnen in Reih und Glied standen.“

Aber Saul Ascher war eine Ausnahme. Die Juden vor hundert Jahren waren und blieben begeisterte Napoleonschwärmer. Mit Recht. Denn in dem Machtbereich Napoleons wurden zum erstenmal auf dem europäischen Festlande die Juden als gleichberechtigte Menschen unter das gleiche Gesetz wie alle anderen Bürger gestellt, und mit dem Sturze Napoleons wurde diese Freiheit sofort wieder eingeschränkt und vernichtet. Napoleon aber begnügte sich nicht nur, die Juden in den von Frankreich mittelbar oder unmittelbar beeinflussten Ländern zu emanzipieren, er war auch unablässig bemüht, die Lage der Juden jenseits seines Reiches zu verbessern.

Die französische Revolution und die napoleonische Zeit erhob zuerst auf dem linken Ufer des Rheins die Juden zu Staatsbürgern. Mit der Gründung des Großherzogtums Berg und des Königreichs Westfalen überschritt die Emanzipation den Rhein.

Gänzlich unberührt von diesen Einflüssen vordringender Humanität blieb vor allem Preußen. Die Fürsten Preußens hatten es in der Tat verstanden, die Bildung von Gettos zu verhindern, weil sie es verstanden, die Juden selbst zu verhindern. In preussischen Lande waren die Juden grundsätzlich verboten. Nur eine ganz kleine Anzahl wurde als Schutzjuden zugelassen, deshalb, damit die preussischen Fürsten aus ihnen Geldgewinne zögen. Die Lage der Juden war in Preußen bis an die Schwelle der Freiheitskriege geblieben wie sie unter Friedrich II. sich gestaltet hatte. Von der Judenbehandlung des groß und aufgeklärt genannten Königs hat der amerikanische Historiker Prescott das fast immer noch zu glimpfliche Urteil: „Die engherzige und in Wahrheit grausamste Gesetzgebung Friedrichs in Hinsicht seiner jüdischen Untertanen führt uns zurück in die dunkelsten Zeiten der westgotischen Herrschaft.“ Eine kleine Anzahl jüdischer Familien wurde durch besondere Privilegien gebildet. Wer keinen Schutzbrief hatte, wurde des Landes verwiesen. In immer wiederholten Edikten wurde befohlen, daß die Juden sich nicht vermehren dürften. Nur der älteste Sohn durfte „angeheiratet“ werden, das heißt er durfte sich verheiraten, ein Gewerbe ausüben und hatte das Recht des Aufenthalts. Alle anderen Söhne waren rechtlos. Kein Jude durfte Grundbesitz als sicheres Eigentum erwerben, was nicht hinderte, daß sie geradezu gezwungen wurden, Häuser zu kaufen, wenn es dem König gefiel, Bauten zu fördern. Auf dem flachen Lande durfte sich kein Jude niederlassen, keinen Grundbesitz erwerben, keinerlei Gewerbe ausüben. Auch in den Städten war ihnen als einziger Beruf nur ein Teil des Handels gestattet. Waren sie als Bürger so ziemlich rechtlos, so waren sie noch minderen Rechts. Ein Jude nicht galt nichts gegen einen Christeneid. Vom Militärdienst waren sie ausgeschlossen, um wieder einen Anlaß zu haben, eine Abgabe von ihnen zu erheben. Aber trotz dieses Loslaufs von der Militärpflicht wurden im polnischen Aufstand wie im Revolutionskrieg Juden massenhaft als Schlachtvieh verbraucht. Die Judenenschaft hafete für jeden Diebstahl, den irgend ein fremder Jude beging. Die Abgaben waren zahllos und erhöhten sich fortwährend. Das Schuggeld wurde 1768 auf 24 000 Taler erhöht. Sie waren zu Silberlieferungen an die Münzdirektion in Berlin verpflichtet, die so hoch waren, daß die Leistung nicht erschwinglich war. Außer den genannten Rekrutengeldern mußten sie ans Leibhaus Zahlungen leisten und jährlich 400 Taler an Kalendergelder für die Akademie der Wissenschaft. Beim Erhalt eines höher berechtigten Schutzbriefes mußte der Jude für 500 Taler, bei der Ausstellung eines einfachen Schutzbriefes oder eines Erlaubnisscheins zum Hauskauf, für 300 Taler Porzellan von der königlichen Manufaktur kaufen; das Porzellan wurde mit einem Verlust von 60 Proz. ins Ausland verkauft, dem bedeutenden Bruchschaden ungerechnet.

So blieb es auch unter Friedrich Wilhelm III.

Als jenseits der preussischen Grenze die Judenemanzipation sich durchsetzte, bekamen auch die preussischen Juden Mut, den König um die Gewährung der Menschenrechte anzuflehen. Alles vergebens. Vor Jena wurden Akten geschrieben, und es geschah nichts. Und nach Jena wurde die Aktenschreiberei fortgesetzt. Die Bittschriften der Judenenschaft aus dieser Zeit veranschaulichen das ganze moralische und wirtschaftliche Elend dieser Varias. Eine Wendung trat erst ein, als der Geldbedarf des Hofes die Ansetzung von Juden rätlich erscheinen ließ. Der König wollte einen Teil seiner Domänen möglichst vorteilhaft verlaufen. Um die Konkurrenz der Bewerber zu steigern, schien es förderlich, auch die Juden zum Domänenkauf zuzulassen und vielleicht auch reichen fremden Juden den Eintritt in die preussischen Staaten zu gestatten. Da aber den Juden jeder Erwerb von Grundbesitz und der Aufenthalt auf dem flachen Lande untersagt war, mußten die Juden zuvor für diesen Zweck wenigstens „emanzipiert“ und ihnen der Erwerb von Grundbesitz gestattet werden. Dazu kam der Wett-

Beitrag des napoleonischen Nachbarstaates, des Königreichs Westfalen, in dem die Juden völlig gleichberechtigt waren. Nach dem Sturze Napoleons, als man sich in Preußen beeilte, selbst die dürftigen Freiheiten des Judenedikts von 1812 wieder zu beschränken, wurde die liberale Reform vom preussischen Finanzminister in einem Gutachten vom 28. November 1810 auf militärische Beweggründe zurückgeführt. Als ein persönlicher Grund für das Edikt von 1812 kamen die Reigungen des Staatskanzlers Hardenberg für das Judentum in Betracht; ein Jude hatte ihn aufopfernd aus schweren finanziellen Bedrängnissen errettet. Vielleicht wollte man auch dem Massenübertritt der Juden zum Christentum vorbeugen. Werden doch allein aus der Berliner Judenthätigkeit, die 1806 406 Familien gezählt hatte, in wenigen Jahren 50 Taufverluste gezählt, darunter „mehrere Kinder des Weltweisen Mendelssohn“. Endlich aber wirkte auch auf diese Reform direkt der französische Einfluß, insofern der französische Gesandte am Berliner Hofe sich energisch um Verrückung des Leibzollens, der zwischen Preußen und Sachsen zu einem förmlichen Zollkrieg geführt hatte, bei der preussischen Regierung verwandt hatte.

Das preussische Emanzipationsedikt vom 11. März 1812 führt keineswegs die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Juden herbei. Zunächst beschränkte es sich ausschließlich auf die Schutzjuden und nimmt alle fremden Juden aus. Im § 9 wird ihnen der Zugang zu den Staatsämtern verweigert. Das geschieht in der Form, in der immer die preussischen Rechtsverweigerungen verfaßt werden; es wird der Zukunft vorbehalten: „Inwiefern die Juden zu anderen öffentlichen Bedienstungen und Staatsämtern zugelassen werden können, behalten wir uns vor, in der Folge der Zeit gelegentlich zu bestimmen.“ Daß damit eine Ausschließung der Juden von allen Staatsämtern ausgesprochen werden sollte, lehrt ein Blick in die dem Edikt vorausgehenden von einzelnen Regierungsstellen eingeholten Gutachten über den Schrötterschen Reformplan von 1809. Das Edikt läßt sogar die straf- und zivilprozessualen Ausnahmestimmungen gegen die Juden, wie die Minderwertigkeit des Judentums, weiter bestehen.

Das Judeneditikt war ein verkrüppeltes Gewächs der Angst und Not, wie alle preussischen Reformen der Zeit. Das Papier war nicht viel wert, und es blieb Papier. Bis zum Jahre 1847 gab es in Preußen noch 17 verschiedene unzusammenhängende Judengesetzgebungen — ein Zustand der Verwirrung, der das bisherige verlebene Recht völlig wieder in Willkür verwandelte. Trotzdem wirkte das Edikt natürlich auf die Gemüter der Juden weil wenigstens für die Zukunft das Menschenrecht der Juden in Aussicht gestellt schien. So ist es begreiflich, daß auch die jüdischen Jünglinge der Freiheitstempel besaßen.

Jüdische Freiwillige meldeten sich zahlreich auf den Breslauer Aufruf an das Kriegsheer, in dem der König auch ihnen das Versprechen gab, „gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet“.

Jetzt lehrten die Juden aus dem Felde zurück. Nicht wenige mit dem Eisernen Kreuze auf der Brust. Daß das Versprechen des gewissen Lohnes sich selbstverständlich auch auf sie bezog, hat Hardenberg ausdrücklich bezeugt. Einige der jüdischen Freiheitskämpfer bewarben sich nach dem Kriege um Staatsämter. Das wurde schroff abgelehnt, in standbarer Ablehnung des königlichen Versprechens. Der Finanzminister erslattete im Dezember 1815 ein Votum, daß die Juden ihre Ansprüche nicht durch die den Freiwilligen geschuldeten Verleihungen rechtfertigen können. Diese könnten nur für die Individuen rechtliche Wirksamkeit haben, die an sich zur Erlangung eines Amtes fähig seien; sie fänden also auf die jüdischen Glaubensgenossen unter den Freiwilligen keine Anwendung, weil sie vom Staatsdienste gänzlich ausgeschlossen seien. Nur wer die bedeutungsvolle Auszeichnung des Eisernen Kreuzes erhalten habe, dürfe konsequenterweise vom Staatsdienste nicht ausgeschlossen bleiben, wenn er die dazu erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten besitze. Auch dieser Ausnahme widersprach heftig der Justizminister von Kirchheim. Er sei beim Vortrage des Judenedikts gegenwärtig gewesen und habe „die bestimmteste Abneigung Sr. Majestät des Königs, die Juden in den Staatsdienst aufzunehmen, wahrgenommen. Die sehr triftigen Ursachen dazu werden durch die Erhaltung des eisernen Kreuzes im mindesten nicht überwogen. Andere Gründe gar nicht zu erwähnen, ist die Vermutung weniger Moralität durch temporäre Tapferkeit nicht entkräftet.“ Der Minister des Innern v. Schummann pflichtete dem Justizminister völlig bei. Er habe nur vorgeschlagen, daß Juden, die als Freiwillige ausgedient hätten, kostenfrei das Bürgerrecht erhalten möchten, „und selbst dies haben Sr. Majestät nicht genehmigt; für den Staatsdienst derselben — auch mit dem Eisernen Kreuze — kann ich aber nicht stimmen. Denn der Mut — den dieser Orden bezeichnet — ist nicht die einzige Tugend, die zum Staatsdienste nötig ist.“ Schließlich erklärte der Polizeiminister Fürst zu Wittgenstein kurz und bündig: „Die Anstellung eines Polizeibeamten jüdischer Religion, würde besonders die Meinung der niederen Volksklasse ganz gegen sich haben, und ich glaube daher nicht auf die Anstellung ausgezeichnete Freiwilliger dieser Religion zum Polizeidienst antragen zu können“.

In der Tat: das haben die Fürsten Preußens schon länger als ein Jahrhundert vorher zu verhindern verstanden! Sie haben noch mehr verhindert. Nach den Freiheitskriegen wurden nicht nur die Breslauer Verleihungen an die Freiwilligen gebrochen, nicht nur nicht das Judeneditikt fortschrittlich entwickelt, sondern die Praxis der Verwaltung ging noch hinter das Judeneditikt zurück; man

schloß jetzt auch die Juden von den kommunalen Verwaltungs- und Vertretungskörpern aus. Außerdem wurde in den neuen Landstellen der rechtliche Zustand der Juden soweit er ungünstiger war, als das Edikt von 1812, bestehen gelassen. Soweit er aber günstiger war, wie im Gebiet des Königreichs Westfalen, durchaus verschlechtert. Erst die nahe Revolution von 1848 führte zu Verbesserungen der Rechtslage der Juden und erst das Bundesgesetz vom 8. Juni 1869, das dann Reichsgesetz wurde, hob alle Verschiedenheiten in den staatsbürgerlichen Rechten aus Gründen des religiösen Bekenntnisses auf, sprach besonders auch die Befähigung zur Teilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Ämter allen unabhängig vom religiösen Bekenntnis zu. Inzwischen man weiß, daß bis zum heutigen Tage in Preußen dies Grundgesetz ständig und vorzüglich gebrochen wird.

Nur wer die Geschichte der systematischen Judenmishandlung kennt, begreift, daß noch im 20. Jahrhundert die alten unterwürfigen Schutzjudengesetze hier und da erhalten geblieben sind, die sich denn in solchen Standgebungen äußern, wie wir sie in Berlin erlebt haben.

Kleines Feuilleton.

Hygienisches.

Marschleistungen und Kräftigungsmittel. Nach den Erfahrungen von Dr. Felix Meyer in Bad Rissingen stellen gesteigerte Marschleistungen ein vorzügliches Kräftigungsmittel bei schwächlichen Kindern in den Entwicklungsjahren dar. Als Marschleistungen werden 15—20 Kilometer pro Tag verlangt und dabei eine vorsichtige Steigerung der Ansprüche an Herz, Lunge und Muskelsystem durchgeführt. Nach lange dauernden Steigerungen wurden angemessene Ruhepausen eingeführt. Die körperliche Entwicklung der Wanderkinder während des Marsches und während der nachfolgenden drei Monate erhielt einen derartigen Aufstoß, wie er bei einer gleichen Kategorie von Kindern selbst durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Heilstätten und Ferienkolonien kaum oder doch nur mit größeren Kosten erzielt worden ist. Die wandernden Knaben wiesen in der Beobachtungszeit eine Zunahme der Gewichtsteigerung von circa 6,7 Prozent, die wandernden Mädchen sogar von 7,8 Prozent auf. Die Gewichtszunahmen betragen bei den Mädchen 8—13, bei den Knaben 6—10 Pfund. Schwächliche, in der Ernährung zurückgebliebene Kinder nehmen besonders zu, viele schon während des Marsches. Der Mehrverbrauch bei Muskelarbeit wurde ausgeglichen durch Mehrzufuhr der Nahrungsmittel. Herz und Lungen erstarben dabei, der Brustumfang nimmt zu. Während die sonst ebenfalls recht einflussreiche Zimmerymnastik auf die Dauer dem Kinde langweilig wird, wird hier ein Lustgefühl und eine Freude an der körperlichen Übung, ein Genuß an der Arbeit, wie bei jedem Sport, beobachtet.

Physikalisches.

Der Weltvorrat an Energie. Diejenigen Vorgänge in der Natur, die sich mit unseren Sinnen als Energieäußerungen gar nicht wahrnehmen lassen, stellen ganz gewaltige Offenbarungen der Naturkraft dar. Man versuche sich beispielsweise vorzustellen, welche Energie dazu gehört, den Erdball einmal in 24 Stunden um seine Achse sich drehen zu lassen. Ein Naturforscher hat berechnet, welche Arbeitsleistung die Erde bei ihrer Drehung in fünf Minuten vollbringt. Würde diese Drehung nur soweit verlangsamt werden, daß der Tag um fünf Minuten länger wird, so würde dadurch eine Arbeitskraft frei werden, die rund einer Billion Pferdestärken für 70 000 Jahre entspricht. Aber es ist das eine Kleinigkeit gegen die Energie der Sonnenstrahlen. Die Erde empfängt auf der einen Halbkugel, die der Sonne zugewandt ist, doch nur einen ganz winzigen Teil der Strahlung, die von der Sonne nach allen Richtungen in den Weltraum hinausgeschleudert wird, und doch ist dieser Bruchteil auf 250 Billionen Pferdestärken zu schätzen. Die Sonnenstrahlen schießen man wenigstens auf der Erde eine gewaltige Fülle von Arbeit verrichten, aber bei der Umdrehung der Erde ist das weniger klar, obgleich es als selbstverständlich betrachtet wird, daß diese Bewegung für den Bestand unseres Weltkörpers und alles Leben darauf eine Voraussetzung ist. Die Energiequellen, die auf der Erde zur Ausnutzung überhaupt verfügbar sind, können in vier Gruppen eingeteilt werden, nämlich Nährstoffe und Brennstoffe, bewegte Luft und bewegtes Wasser, Sonnenstrahlung und innere Erdwärme, endlich die im Aufbau des Stoffes enthaltene Energie, wie sie zuerst in den Radiumstrahlen entdeckt worden ist. Nahrungsmittel und Brennstoffe werden überall benutzt, die Energie von Wind und Wasser noch verhältnismäßig wenig, die übrigen Energieformen gar nicht oder fast gar nicht. Natürlich nimmt auch der Mensch an der gegenständlichen Wirkung der Sonnenenergie teil, er benutzt die innere Erdwärme in der Temperatur von Heilquellen und versucht auch die Körperstrahlen medizinisch zu bewerten. Das ist aber vorläufig alles.